

10. März 1950

Die Erwiderung des Bundespräsidenten

Bundespräsident Prof. Heuss dankte dem Bürgermeister für seine warmherzigen Worte mit folgender Erwiderung:

„Verehrter Herr Bürgermeister!

Da die Besuche des Bundespräsidenten in den beiden Hansestädten zeitlich so eng beieinanderliegen, ist es für diesen sozusagen redetechnisch nicht ganz leicht, in der Antwort auf die Begrüßung das rechte Wort zu finden. Denn wenn ich auch von der mit mancher ironischen Schalkhaftigkeit durchwirkten Konkurrenz der beiden Stadtstaaten weiß, so sind doch im Elementaren ihre Traditionen verwandt und ihre Interessen gleicher Natur. Gewiß hat Hamburg seine sonderliche Last erhalten, weil mehr sein Hinterland abgeschnitten und seit die Elbe kein freier Strom mehr ist. Aber wenn ich in Hamburg von der Sorgen der Evakuierten, von den Nöten und Enttäuschungen der mit der Seeschifffahrt verbundenen Volkskreise, von den geschichtlichen Leistungen des Überseekauffmanns und seinen neuen Aufgaben und Voraussetzungen sprach und sprechen mußte, so sind das die gleichen Fragen, die hier durch die Phantasie der Menschen gehen. Einen Augenblick habe ich mir überlegt, ob ich nicht mit einer Wendung von 180 Grad diesen ganzen Komplex auf die Seite schiebe und der sehr eigentümlichen Sonderleistung dieser Stadt für die deutsche Geistes- und Kulturgeschichte meine Huldigung bringe. Von derlei nämlich sprach ich gestern nicht.

Aber wollte ich jetzt anfangen zu sagen, was in der Mitte des 18. Jahrhunderts die sogenannten „Bremer Beiträge“ bedeuteten auf dem Wege, da die deutsche Dichtung wieder zu sich selber kommen wollte, dann heißt es drüben, hat unser so ordentlich gebildeter Bundespräsident nichts von Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“ gehört? Und nenne ich Otto Gilde-meister oder Ludwig Roselius, nenne ich Anton Kippenberg und Rudolf Alexander Schröder, die Ehrenbürger dieser Stadt, aber auch des deutschen Geistes, so erinnert man mich mit vorwurfsvollem Blick an die deutsche Leistung von Alfred von Berger und an die erzieherische Kraft von Alfred Lichtwark und Karl Scheffler. Wir beschäftigen nicht den Wettbewerb, sondern wir öffnen ihn erst recht — es ist übrigens ein sehr schöner und recht ertragreicher Wettbewerb gewesen und geblieben — ganz Deutschland dürfte seiner Früchte teilhaftig sein.

Suchen wir also den Ansatz anderwärts. Der Herr Bürgermeister hat seiner Begrüßung eine mich schier etwas beschämende persönliche Wärme gegeben — ein bißchen mag das daran liegen, daß das Schicksal ihn gezwungen hat, nach 1945 entweder mit den Schwaben sich abzufinden oder sie lieben zu lernen. Es sieht so aus, als ob er sich zum letzteren entschlossen habe. Das war in dem, was man so „Geopolitik“ nannte oder noch nennt, nicht vorgesehen, daß Bremen und Württemberg-Baden einmal in eine Art von engerem Staatenverband kommen würden. Aber weil bei den Amerikanern diese Quasi-Wissenschaft noch so jung in der Entwicklung ist, daß sie sich nicht an ihre Lehre zu halten brauchten, und da es sachlich sich mannigfach empfahl, haben sie das Bremer Land der süd- und südwestdeutschen Zone angegliedert, und der Kaiser mußte nach Stuttgart zum Länderrat reisen.

Das hat manche Folgen gehabt. Darf ich noch ein bißchen im Persönlichen fortfahren? Eines schönen Tages erschienen bei mir in Stuttgart einige höfliche Herren, fast etwas wie eine Deputation — sie waren nicht etwa Pioniere, sondern eher etwas wie Kundschafter, die das politische und seelische Gelände in diesem neuen Bruderstaat aufzuklären suchten. Als sie weggingen, sagte ich zu meinen Freunden: „Mit den nekönnern.“ Und die Fremden von gestern sind die Freunde von heute geworden.

Aber nun rede ich etwas zu Ihnen wie ein außerordentlicher Gesandter von Württemberg-Baden, und nicht wie der Bundespräsident. Der persönliche Charakter der Ansprache erlaubt vielleicht auch die persönliche Art der Aussprache. Ich könnte sie noch vertiefen, gerade in diesem Hause mit seinen sichtbaren und nicht weniger berühmten unsichtbaren Herrlichkeiten: mein Landsmann Wilhelm Hauff hat durch seine „Phantasien im Bremer Ratskeller“ Ihnen den schönsten Werbeprospekt geschrieben und Sie damit zu einem Gegenstand der Literaturgeschichte gemacht. Es muß wohl ein Hin und Her des Sich-Ergreifens und des Sich-Begreifens gegeben sein. Und ich darf nun neben das heitere Wort den Ernst einer Erinnerung setzen. Der Herr Bürgermeister hat vorhin den Namen von Friedrich Ebert genannt — wir haben in diesen Tagen versucht, sein Menschentum und sein Staatsmanntum zu würdigen. Daß es hier in dieser Stadt seine wachsende Lehrjahre gefunden hat, mag einer gewiß als biographischen Zufall deuten — aber wie es sich gestaltet hat in der

Begegnung eines Pfälzer Temperamentes mit der gemessenen Art des nordwestlichen Menschen, das war dann doch nicht Zufall, sondern glückliche Ergänzung, Bereicherung und Erfüllung der gegebenen Voraussetzungen.

Die Hansestädte sind im alten Reichsverband schon Gebilde eigener Prägung gewesen. Sie paßten damals nicht recht zwischen die Territorialstaatlichkeit fürstlicher Tradition, sie schienen und scheinen noch manchem nicht recht zu passen in eine Zeit, die die Möglichkeit zu besitzen glaubte, rational bedachte Grenzänderungen zu vollziehen. Ich bin nun bereit, diese Möglichkeit zu bejahen, denn das, was aus den Trümmern alter Staatlichkeit hervorging, scheint mir nicht in allen Stücken rational und gar rationell das Zweckdienlichste zu sein — ich bin aber klug genug, dieses Kapitel nicht weiter laut vorzudenken. Aber in der Frage der Hansestädte ist es doch so — ich sage das nicht heute aus Besucherhöflichkeit, sondern ich habe das immer gesagt —, daß ihr staatliches Partikularsein die Rechtfertigung aus ihrer gesamtdeutschen Funktion empfangt.

Das hat sich vor allem im Rhythmus des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts erwiesen. Hier wurde gewagt, hier wurde gewonnen — eine Tradition, die die geschäftliche Phantasie mit der zähen Nüchternheit zu verknüpfen wußte, ist als good will geblieben, der für alle wieder fruchtbar werden muß.

Aus den Worten des Herrn Bürgermeisters klang ein kräftiger und kräftigender Optimismus. Den lasse ich gerne auf mich einwirken. Man hat mir selber schon den Vorwurf gemacht, daß ich die Menschen zu optimistisch anspreche — aber ich entsinne mich nicht eines Tones, der diesem Volk herrliche Zeiten zeigte, vom Späteren zu schweigen. Wir sind aller Illusionen bar, wir wissen um die Mühsale, um die Enttäuschungen, in die die Regierenden solange immer wieder gestürzt werden, solange die Verhärtung verjährter Machtpolitik, möge sie im Osten oder im Westen ihre Zeugnisse vorlegen, das Menschheitsschicksal als eine Sache der nationalen Interessen, der ideologischen Einheitsbeglückung betrachtet. Gerade diese letzten Wochen haben schmerzliche, haben schmerzhaftige Belehrung gebracht.

Während wir bemüht sind, in der Welt draußen das Wissen um die Größenordnung des Vertriebenproblems zu erweitern und deutlich zu machen, daß es im europäischen, im übereuropäischen Maßstab gesehen und angefaßt werden muß, hat es eine neue Akzentuierung erhalten. Vor ein paar Jahren hat man Millionen Menschen in den westdeutschen Raum geschleust, jetzt wehrt man die Zehntausende ab. Die rechenhafte Begründung mag sehr eingängig sein, sie wird auch von uns begriffen; aber es ist unmöglich, den Deutschen nun die Aufgabe

zuzuschreiben, für ihre Landsleute das Asylrecht einfach aufzuheben. Das ist rechtlich, das ist ein seelisch schwer erträglicher Zustand, der hoffentlich noch seine Bereinigung erfahren wird.

Aber mit der Klage und Anklage allein kommen wir nicht viel weiter. Es bleibt uns, bei allem Wissen um die sozialen Gefährdungen, die in Arbeitslosigkeit, Flüchtlingselend und Lebensunsicherheit der jungen Generation sich ausdrücken, doch nur eben dies, in der Pflicht zu stehen. Und ich weiß, daß dies in dieser Stadt geschieht.

Der Herr Bürgermeister hat mir etwas gesagt, was ich noch nicht wußte, daß ich aber gerne gehört habe, daß der Hitler diese Stadt offenbar gehaßt hat. Um so mehr ist es mir erlaubt, sie, schon um der Kontrastwirkung willen, herzlich zu lieben.“

*

Schon von den ersten Worten der Rede des Bundespräsidenten war jenes besondere Fluidum ausgegangen, das ihm überall in deutschen Landen die Herzen der Zuhörer gewinnt. Man schmunzelte über seine leicht hingeworfenen Pointen, über seine lebenswürdigen Formulierungen, und man fühlte sich gebannt, wenn er mit ernster und bedächtiger Betonung die politischen Nuancen seiner Gedankengänge hervorhob. Als die Tafel aufgehoben wurde, herrschte bereits jene Atmosphäre, die einem freundlichen und freundschaftlichen Gedankenaustausch förderlich ist.

Der Präsident des Senats, Wilhelm Kaisen, stellte dem Bundespräsidenten Vertreter der Bremer Öffentlichkeit vor. Es war den Bremer Nachrichten noch eine große Freude, daß ihr Chefredakteur nach Vorstellung durch den Präsidenten des Senats sogleich in ein ausgedehntes und freundliches Gespräch gezogen wurde. Der Bundespräsident sagte in seiner so gar nicht offiziellen Art, er freue sich sehr, daß der Begrüßungsartikel, den die Bremer Nachrichten ihm gewidmet hätten, gerade das zum Ausdruck gebracht habe, was bis jetzt alle über ihn Schreibenden vergessen hätten: daß er auch einen Willen habe. Man pflege sonst nur zu sagen, er sei so schlicht und so nett, aber die Tatsache vergesse man doch, daß es damit allein nicht getan sei. Im Verlauf des Gesprächs unterhielt sich der Bundespräsident dann ausführlich mit unserem Chefredakteur über aktuelle politische Fragen.

Während der Bundespräsident in weiteren Unterhaltungen seinen menschlichen Kontakt mit Bremen vertiefte, standen noch bis spät in den Abend hinein, trotz eines unwirtlichen Regenwetters, einige hundert geduldige Bremer vor dem Eingang zum Neuen Rathaus, um den Bundespräsidenten bei seiner Abfahrt noch einmal begrüßen zu können.

BN